

Mut der Leopardinnen

Neun Jahre bin ich jünger als sie. Das ist auch heute noch so. Bei unserer ersten Begegnung war sie neunundzwanzig, ich zwanzig. Allerdings bestand sie damals darauf, dass ich der Ältere von uns beiden wäre – und zwar um drei Jahre. Sie erklärte, das Leben erst zu spüren, seit sie vor zwölf Jahren der Enge des Tals, in dem sie aufgewachsen war, entkommen sei. Daher sei sie erst siebzehn, nicht neunundzwanzig, und ich folglich drei Jahre älter als sie. Ihre verquere Rechnung amüsierte mich.

Das erste Mal begegnete ich ihr an den Briefkästen. Wir sahen uns an, kurz, schweigend. Anlässlich unserer nächsten Begegnung wechselten wir ein paar Worte. Bald kurze Sätze. Jedes Mal spürte ich die Magie, die von ihr ausging, zugleich aber auch eine mir unerklärliche Beklommenheit. Irgendwann lachten wir zusammen. Schließlich ließen wir uns aufeinander ein – sie sich auf mich, ich mich auf sie. Wenn sie aus der Arbeit kam und ich von der Uni, hielten wir uns meist in ihrer Wohnung im Vorderhaus auf, selten in meiner Mansardenwohnung im Rückgebäude. Wir diskutierten endlos und sahen Filme, am liebsten französische. Sie zeigte mir die Liebe. Es war, sie war der Himmel auf Erden. Was ich für sie war, wusste ich nicht, habe sie nie gefragt. Zusammen ausgegangen sind wir nicht. Es war eine Liebe im Verborgenen. Gegen Ende meines Studiums verschwand sie. Von einem auf den anderen Tag war sie weggezogen. Ohne Ankündigung, ohne Nachricht.

Jahre später traf ich sie wieder. Mit einem Kollegen saß ich beim Mittagessen, als sie, eingehakt bei einem Mann, einer charismatischen Erscheinung – groß, braungebrannt, gut zwanzig Jahre älter als sie –, das Lokal betrat. Der Kollege stand auf, begrüßte den Mann, ein Mandant, wie ich annahm, dann sie. Anschließend stellte er mich vor.

Sie begrüßte mich herzlich, lächelte ihr so eigenes, glühendes Lachen, erwähnte, an ihren Mann und meinen Kollegen gerichtet, dass wir uns kennen – wir seien einmal Nachbarn gewesen. Mehr sagte sie nicht. Beim Klang ihrer Stimme erinnerte ich mich an die einstige Beklommenheit, die mich damals jedes Mal anfänglich erfasst hatte, wenn wir uns begegnet waren. Ich sah sie an. Die Zeit hatte nicht an ihr gezehrt. Im Gegenteil. Ihre Erscheinung, ihre Bewegungen überwältigten mich. Ich hatte vergessen, hatte es vielleicht immer nur geahnt, wie unwiderstehlich sie aussieht. Der sinnliche Schmelz ihrer frühen Jahre hatte sich mit dem sprühenden, dem strahlenden Charme einer souveränen Frau vereinigt. Das machte sie noch anziehender.

Auf dem Weg zurück ins Büro, erwähnte der Kollege die fünf Kinder des Mannes – aus zwei früheren Ehen und einer Beziehung.

Gestern klopfte mein Kollege bei mir an. Er teilte mir mit, dass der Mandant, den wir vor Jahren in dem Mittagslokal getroffen hatten, und dessen Frau ich ja kenne, gestorben sei. Beiläufig erwähnte der Kollege Ort und Datum der Trauerfeier. Ich blockte den Tag in meinem Kalender, um hinzufahren.

Es ist ein grauer Tag, zwar nicht kalt, aber dennoch friere ich. Wie immer bei Beerdigungen. Die Wolken hängen tief. Der Friedhof liegt am Dorfrand – der See in der Senke bleiern da. Ich stelle mich an das Ende der Reihe und höre Glockengeläut – von Kühen auf einer nahen Weide. Der Sarg steht in der offenen Aussegnungshalle, von zahllosen Kränzen umrahmt. Auch jedes der fünf Kinder hat einen eigenen Abschiedsgruß aufstellen lassen. Sie sind heillos verstritten, das hatte mein Kollege einst erwähnt. Selbst zum Abschied von der vielleicht einzigen und jetzt letzten Gemeinsamkeit, ihrem Vater, hatten sie sich anscheinend nicht einigen können. Ich lese Trauergrüße auf Kranzschleifen: Vermutlich Bekannte, Kunden, eine Bank, der Fischereiverein, der Musikverein, der Bürgermeister im Namen der Gemeinde. Sie alle haben seiner gedacht.

Dem Wind und gelegentlichem Nieselregen ausgesetzt, steht sie allein auf der Kiesfläche. Hinter ihr der aufgebahrte Sarg. Keiner steht ihr zur Seite, niemand steht ihr bei.

Ein schwarzer Schleier bedeckt ihr leuchtend helles Haar und das Gesicht und reicht weit über ihre Schultern. Die Reihe der Trauergäste rückt voran, auf sie zu. Sie schüttelt Hände, hört Worte. Vernimmt sie deren Trost? Nach der Beisetzung sind alle in das Gasthaus gegenüber der Kirche eingeladen – habe ich auf der Tafel am Eingang zum Friedhof gelesen.

Sie erscheint wie in Trance – bis sie meiner gewahr wird. Kaum merklich, aber ich bemerke es, nimmt sie Spannung an. In diesem Moment erinnere ich mich an zwei weitere zufällige Begegnungen mit ihr in der Stadt – nach dem Wiedersehen in dem Lokal mit ihrem Mann. Beide Male wechselten wir nur wenige Worte. Wir nahmen uns nicht die Zeit oder hatten nicht den Mut, uns auf ein Gespräch einzulassen. Beide Male fragte ich mich, während ich sie ansah und bewunderte, ob sie ihrem Mann vielleicht von unserer Liaison erzählt hatte. Es wäre mir egal gewesen.

Ich sehe sie weitere Hände schütteln, den Blick dabei unverändert auf mich gerichtet, und ahne, was sie sich fragt: Woher weiß er es? Ich dagegen frage mich: Denkt sie an den einen, den ganz besonderen französischen Film in Schwarz-Weiß und daran, was wir damals glaubten? Wir waren uns einig, anlässlich von Trauerfeiern, uns ein Leben lang an die eine Szene zu erinnern: Eine Frau in einer Bluse mit Leopardenmuster lässt sich in einem Landgasthof von einem Fremden ansprechen. Der Mann kennt die Botschaft des Leopardenmusters – das Signal mutiger Frauen, die angesprochen werden möchten. Die Frau erklärt ihm, von einer Beerdigung zu kommen und danach immer mit einem Mann schlafen zu müssen – um sich zu spüren, um das Leben zu spüren, um das Leben zu feiern.

Erinnert sie sich daran, was wir damals glaubten? Denkt sie gerade an die Szene? Die Reihe der Wartenden wird kürzer. Schließlich stehe ich vor ihr.

Ich sehe sie an. In ihrer Trauer sieht sie würdevoll aus – als Frau umwerfend.

Ihre Sinne scheinen hellwach.

Sie hält mir ihre Hand entgegen. Ich nehme die Hand und halte sie. Sie legt ihre andere um unsere beiden Hände.

Ihre Augen leuchten durch den schwarzen Schleier – und erst jetzt, direkt vor ihr, erkenne ich in dem feinen Gewebe das Leopardenmuster.

„Ich rufe dich an“, sind meine einzigen Worte.

„Ja. Mach' das“, die ihren.

Sie ahnt wohl, dass ich nicht in den Gasthof komme.